

terte ein von ihm realisiertes Kirchenneubauprojekt in der aus zahlreichen ehemals selbständigen Gemeinden zusammengefügt Stadt *Taunusstein* unweit Frankfurts. In diesem nicht historisch gewachsenen, sondern auf dem Reißbrett entworfenen Stadtzentrum wurde der Kirche eine *repräsentative Zentrallage zwischen Bürgerhaus und Rathaus* eingeräumt. Wie immer die konkreten Verhältnisse in dieser Stadt sind und die Umstände dieses Kirchenneubaus waren, Taunusstein stand in der Tagung für die Frage, wie sich die Kirche in solchen Fällen verhalten soll: Könnten die Kirchen nicht in Zukunft sogar mehr und mehr gehalten sein, sich manchen an sie herangetragenen kommunalpolitischen Bedürfnissen zu verweigern?

Sollen die Kirchen für die allerdings ohnehin rar gewordenen Kirchenneubauten zentrale Lagen ohne weiteres akzeptieren, obwohl diese äußerliche Lage nicht durch ein entsprechendes Bewußtsein der Mehrheit der Bevölkerung gedeckt ist? Der aufgeklärt-absolutistische Herrscher – siehe Karlsruhe – wies der Kirche seinerzeit als einer von ihm eingebundenen Ordnungsmacht den Platz gegenüber dem Rathaus zu, Rathaus und Kirche waren gleich weit entfernt von der eigentlichen Mitte, dem Schloß.

Sollten die Kirchen in post-moderner Zeit vielleicht dem *zivilreligiösen* emotionalen oder *ästhetischen* Ansinnen auf den Leim gehen und eine Mitte spielen, die sie faktisch gar nicht mehr besitzen? Oder könnte es sein, daß uns im immer noch in Kategorien der abendländischen „Christenheit“ denkenden Mitteleuropa schlicht die Phantasie fehlt, uns vorzustellen, Kirchen könnten anderswo als in der geographischen Mitte unserer Städte liegen? Hier wäre es interessant gewesen, zum Vergleich die *nordamerikanische* Situation kennenzulernen mit ihren gänzlich andersartigen städtebaulichen wie aber auch kirchlich-religiösen Verhältnissen.

Daiber sah die zukünftige Entwicklung daher auch eher in eine andere Richtung gehen: weniger in repräsentativen Kirchenbauten, dafür aber mehr in *kirchlichen Räumen* inner-

halb von unterschiedlich genutzten Gebäuden, unscheinbarer und versteckter, kleiner und eher am Rande der Käufer- und Passantenströme. Der Marburger evangelische Kirchenbaufachmann *Horst Schwebel* erinnerte in dem Zusammenhang die Kirchen an die mit einer angestammten Mittenlage verbundene Verantwortung: In zentraler City-Lage hätten sie eine andere Aufgabe als in der Form der herkömmlichen Territorialpfarre am Rande der Städte.

Nach dem Mehrzweck die Multifunktionalität

Vor diesem Hintergrund stellte sich auch die Frage nach der Multifunktionalität von Kirchen, seit langem ein beliebtes Thema in der Kirchenbaudiskussion, auf andere Weise. So verschieden ihre Sichtweisen des Kirchenbaus der Gegenwart auch sonst waren, der Münsteraner Architekt *Dieter Georg Baumewerd* (vgl. das Interview mit ihm in: HK, Juni 1990, 273 ff.) als auch der Wiener Kirchenbau- und Kunstfachmann *Herbert Muck* schienen durchaus einen weithin geteilten common sense zu treffen, als sie den Versuch aus den 70er Jahren, Kirchen als *Mehrzweckbauten* zu erstellen, für tot erklärten.

Zugleich wurde aber gerade von protestantischen Referenten die Einbindung von Gottesdiensträumen in ein breiteres und vielschichtigeres Kommunikationsgeschehen betont: Der Vorsitzende des Evangelischen Deutschen Kirchenbautages, der Mainzer Theologe *Rainer Volp*, erinnerte in

diesem Zusammenhang an die vielfältige Nutzung von Kirchen in der Geschichte des Kirchenbaus im breiten Feld zwischen „Spiritualität und Sozialität“. Und der Hamburger Architekt *Friedhelm Grundmann* stellte interessante Modelle für einen multifunktionalen Umbau von alten Kirchen vor, der heutigen Nutzungsgewohnheiten gerechter werden will, als dies bei der traditionellen unveränderlichen Innenstruktur von vielen Kirchengebäuden in der Regel möglich ist.

Man begnügte sich in Schwäbisch-Gmünd jedoch nicht mit der vergleichsweise spezifischen Fragestellung, wie sie das Tagungsthema vorgab. Die Tagung versuchte zugleich, ein *Seminar für Kirchenbau* im allgemeinen zu sein – und übernahm sich dabei sowohl zeitlich wie auch inhaltlich. Weniger wäre hier eindeutig mehr gewesen. Inhaltliche Überschneidungen erschwerten den Referenten den Vortrag und den Teilnehmern das Zuhören. Die Fülle der Referate konnte ein wichtiges Defizit nicht verdecken: Es fehlte der Versuch, das Vorgetragene inhaltlich zusammenzuführen, zu ordnen, auf Fragestellungen hin zu bündeln, um so ein Auditorium von rund 300 Theologen, Architekten, Künstlern und Städteplanern tatsächlich miteinander ins Gespräch zu bringen. So verließ man Schwäbisch-Gmünd mit dem Gefühl, daß mit dieser Tagung zwar ein sowohl kulturell und soziologisch als auch theologisch brisantes Thema angerissen worden ist, aber dies der Sache nach noch längst nicht ausgereizt wurde. K. N.

Christentum – Islam: Wo steht der Dialog?

„Wer ist Jesus für Christen, die unter Muslimen leben?“ – das war das Thema der 18. „Journées Romaines“, die vom 31. August bis zum 6. September 1991 in Rom stattfanden. Seit 1956 wird diese internationale und ökumenische Begegnung von Fachleuten des christlich-islamischen Dialogs mit Praktikern aus der Seelsorgs- und

Sozialarbeit in islamischen Ländern in Rom veranstaltet. Die „Journées Romaines“ haben sich im Laufe der Jahre zu einem wichtigen Gradmesser des Standes der christlich-islamischen Beziehungen auf Weltebene entwickelt. An dem diesjährigen Treffen nahmen fast 100 Teilnehmer aus 29 Ländern teil, die in ihrer Zusammen-

setzung, was die Herkunftsländer anging – Naher Osten, Nord- und Westafrika, Asien, aber auch Europa und Nordamerika –, alle wichtigen Länder mit muslimischer Mehrheit oder starker Präsenz von Muslimen repräsentierten. Anders als bei strikt wissenschaftlichen Tagungen bieten die Journées Romaines ein Gesprächsforum, auf dem sich ausgewiesene Fachleute – Theologen und Religionswissenschaftler – mit Vertretern der „Basis“ zusammensetzen, um Theorie und Praxis einander etwas näher zu bringen.

Das Jesusbild islamischer Dichtung

Mit der Fragestellung: „Wer ist Jesus für Christen, die unter Muslimen leben?“ hatte die diesjährige Tagung ein eher theologisches Thema. Die Person Jesu Christi spielt in der christlich-islamischen Begegnung eine große Rolle, da die gegensätzlichen christlichen und islamischen Positionen in zentralen theologischen Fragen der Christologie, wie des Kreuzestodes und der Gottessohnschaft, in der Vergangenheit und weitgehend auch in der Gegenwart zu vielen Kontroversen und Auseinandersetzungen geführt haben. Ziel der Tagung war aber nicht in erster Linie, die altbekannten Kontroversen einmal mehr zu dokumentieren und zu diskutieren. Es sollte vielmehr gefragt werden, welche Veränderungen des herkömmlichen Verständnisses von Person und Wirken Jesu Christi sich für Christen ergeben, die ihr Leben unter Muslimen verbringen. Gibt es positive Anstöße aus der Begegnung mit Muslimen, die Christen helfen können, besser die „Länge und Breite, die Höhe und Tiefe der Liebe Christi zu verstehen, die alle Erkenntnis übersteigt“ (Eph 3,18 f.)? In seiner Eröffnungsrede sprach der Leiter der Tagung, P. Christian van Nispen SJ, Kairo, davon, daß die Kirche Jesus entdeckt, wenn sie auszieht und auf den anderen zugeht, weil Jesus Christus selber die Grenzen überstiegen und sich im anderen offenbart hat.

Einen wichtigen und hilfreichen Ein-

stieg in die Thematik gab der indische Muslim *Asghar Ali Engineer* in seinem Vortrag: „Das Jesusbild im Koran und bei muslimischen Denkern und Schriftstellern“. Asghar Ali Engineer gehört zu den Ismailiten, einer Untergruppe der Schiiten, die in Nordindien Bhovras genannt werden. Durch die Arbeit seines Instituts für islamische Studien, durch viele Publikationen und seinen engagierten Einsatz für soziale Gerechtigkeit ist er in Indien und darüber hinaus bekannt und wegen seiner reformerischen Bemühungen und dialogischen Offenheit auch heftig umstritten. In seinem Beitrag brachte er denn auch eine Reihe von islamischen Stimmen zur Geltung, die für das Recht auf „eigene Untersuchung“ (ijdiḥad) eintreten und ein von der sunnitischen Tradition in vielen Punkten abweichendes Jesusbild vertreten.

In den Mittelpunkt seiner Ausführungen stellte Asghar Ali aber die Gestalt Jesu, wie sie in der Dichtung, vor allem bei Dichtern, die in persischer Sprache oder auf Urdu schreiben, erscheint. Hier wird die Menschlichkeit, die Liebe und Zuneigung Jesu zu den armen und geknechteten Menschen herausgestellt. In seinem persönlichen Zeugnis unterstrich Asghar Ali, daß für ihn diese Sicht der Person Jesu Christi entscheidend geworden sei, da sich im Engagement für die Armen und Entrechteten, wie es Jesus in seinem Lehren und Leben gezeigt habe, eine starke Gemeinsamkeit mit zentralen Lehren des Korans zur sozialen Gerechtigkeit zeige. Für den christlich-islamischen Dialog komme es darauf an, weniger die theologischen Fragen weiter zu diskutieren, als sich gemeinsam stärker für eine Verbesserung der Bedingungen menschlichen Zusammenlebens in Gerechtigkeit zu bemühen. Asghar Ali Engineer ist einer der wenigen Muslime, die sich für eine „Islamische Theologie der Befreiung“ – durchaus auch von christlichen Vorbildern beeinflusst und inspiriert – einsetzen. P. Samir Khalil SJ, ägyptischer Herkunft und Fachmann für christlich-arabisches Schrifttum, unternahm es, das Christusbild nachzuzeichnen, das arabische christliche Autoren im

10.–12. Jahrhundert in der Auseinandersetzung mit Muslimen entworfen haben. In den Mittelpunkt stellte er die Disputation, die Elias von Nisibe im Jahre 1027 mit dem Wesir Al-Magribi geführt hat. Im Rückgriff auf koranische Aussagen über Isa (Jesus) hat Elias dabei versucht, die Überlegenheit Jesu über alle Propheten herauszustellen. Andere arabische Christen haben ähnliches, ausgehend von den Evangelien oder der Morallehre im 13. Jahrhundert, unternommen. Jesus Christus erscheint in diesem apologetischen Ansatz als die Erfüllung aller göttlichen Verheißung und offenbart unüberbietbar und einzigartig Gott, wie dies die Feier der Liturgie bei den Kopten und Maroniten eindrucksvoll unterstreicht.

Wie begegnen Christen den Muslimen?

In verschiedenen Arbeitsgruppen wurden die beiden zentralen Beiträge weiterdiskutiert und aus dem jeweiligen Kontext heraus erweitert und modifiziert. Hier und in den Plenarsitzungen zeigte sich, daß es verschiedene Ansätze in der Behandlung der zentralen Fragestellung nach der Person Jesu Christi gibt. Die arabischen Christen vertreten eher eine „Christologie von oben“, die in der Gefahr steht, ein eher triumphalistisches Jesusbild zu zeigen. Asiatische Christen sind stärker einer Christologie von unten verpflichtet, die die Menschlichkeit Jesu und sein Engagement für die Armen herausstellt. Im interreligiösen Dialog in Asien hat sich der Ansatz einer *kenotischen Christologie*, die den leidenden Gottesknecht zeigt, bewährt.

Bedingt durch die geschichtliche Erfahrung und aus der gegenwärtigen Situation heraus legen Christen im Nahen Osten, aber auch in Nordafrika und Westafrika, das Schwergewicht eher auf die Apologie, d. h. den Erweis der Gültigkeit der christlichen Position in Auseinandersetzung mit Anfragen und oft auch Angriffen seitens der Muslime. Dabei geht es oft weniger darum, den muslimischen Gesprächspartner zu überzeugen, als

vielmehr um die Stärkung der Identität der Christen, die sich als Minderheit vielfach bedrängt und verunsichert fühlen. In Asien liegt das Schwergewicht in den Begegnungen zwischen Christen und Muslimen eher auf dem Dialog und gemeinsamen Bemühungen auf dem sozialen Sektor. Hilfreich ist dabei, daß Christen und Muslime sich im Nebeneinander mit anderen religiösen Gemeinschaften befinden und dieser multireligiöse Kontext beiträgt, gewisse Einseitigkeiten und Fixierungen des christlich-islamischen Dialogs zu durchbrechen.

Über die Frage der Berechtigung und Notwendigkeit von Apologetik und Dialog je nach den lokalen Gegebenheiten und Umständen gab es im Plenum engagierte Diskussionen. Hat die Apologetik einen Platz im interreligiösen Dialog? Wie unterscheidet sich Apologetik von Polemik oder Kontroverse?

Schwierigkeiten und Chancen für den Dialog

Einen wichtigen Bestandteil der Journées Romaines stellen die verschiedenen *Situationsberichte* dar, in denen ein guter Überblick über den Stand des christlich-islamischen Verhältnisses gegeben wird. Gemeinsam wurde festgestellt, daß die Ereignisse um den Golfkrieg eine starke Belastung der gegenseitigen Beziehungen mit sich gebracht haben. In erster Linie waren natürlich die direkt in den Konflikt verwickelten Länder betroffen. Christen aus dem Irak, dem Iran, den arabischen Emiraten und Saudi-Arabien ist eine Teilnahme an einer internationalen Konferenz wie den Journées Romaines immer noch nicht möglich. Neben Berichten von Angriffen auf christliche Einrichtungen wie Kirchen, Schulen und Krankenhäuser seitens muslimischer Fanatiker gab es auch bewegende Zeugnisse, daß Muslime sich intensiv für den Schutz der christlichen Gemeinschaft eingesetzt haben. Das christlich-islamische Gespräch ist weltweit *schwieriger geworden*. Gewachsen ist aber zur selben Zeit die Notwendig-

keit, mehr für die gegenseitige Information zu tun, da es gerade Nichtwissen und Vorurteile sind, die den Nährboden für Gewalt und Fanatismus abgeben.

Im August 1991 haben sich die Patriarchen der katholischen Ostkirchen in Beirut getroffen und sich in einem gemeinsamen Brief an die Katholiken, an die Muslime, die jüdische Gemeinde und die internationale Gemeinschaft gewandt. Die fortdauernde Emigration der Christen stellt eine Gefahr für die Existenz der christlichen Gemeinden in der ganzen Region dar. Die Bischöfe weisen auf die lange Geschichte der Christen in diesem Raum hin, zeigen die vielen Beiträge dieser Gemeinschaft für die arabische Kultur auf und setzen sich für das Lebensrecht ihrer Gemeinschaften ein. Durch die volle Mitgliedschaft der katholischen Kirche im Kirchenrat des Mittleren Ostens (MECC) hat sich die Zusammenarbeit unter den christlichen Kirchen verstärkt.

Die Christen aus dem Maghreb, d. h. Marokko, Tunesien, Algerien und Libyen, haben seit vielen Jahren das Zusammenleben als kleine christliche Minderheiten im „Haus des Islam“ gelernt. Der Golfkrieg stellte eine erneute Bewährungsprobe dar, die sie aber im wesentlichen bestanden haben. Im Hinblick auf die Situation der Christen im Nahen Osten glauben sie, daß ihre Erfahrungen und theologische Reflexion der Minderheitensituation hilfreich sein könnten.

In *Nigeria* hat sich das Zusammenleben von Christen und Muslimen im Norden des Landes in den letzten beiden Jahren stark verschlechtert. Es ist immer wieder zu Angriffen von bestimmten muslimischen Gruppen gegen Christen gekommen, bei denen es Tote und Verwundete gegeben hat und viele Kirchen verbrannt wurden. In der Vergangenheit haben die Christen auf Weisung der Bischöfe sich eher zurückgehalten und sich weiter um Verständigung mit den Muslimen bemüht. Die fortdauernden Feindseligkeiten haben die Beziehungen jetzt aber so belastet, daß die Haltung sich bei den Christen durchzusetzen beginnt, daß es jetzt darauf ankomme

– auch mit Gewalt –, ihre Position zu verteidigen.

Auch im *Sudan* sind die Beziehungen seit langem so schlecht, daß an einen Dialog zwischen Christen und Muslimen gegenwärtig nicht zu denken ist. In *Pakistan* fühlen sich die Christen zusammen mit anderen nicht-muslimischen Gruppen durch die Einführung der Shariat-Gesetzgebung seitens der Regierung bedroht. Man hofft, daß die Widerstände, die sich dagegen auch in anderen Kreisen des Landes zeigen, die Anwendung der Sharia letztlich verhindern werden. Ansonsten ist das Zusammenleben zwischen Christen und Muslimen in Pakistan nicht schlecht. In Bangladesh sind die Christen nur eine verschwindende Minderheit, die aber ganz gut mit den Muslimen zusammenlebt. Es gibt eine Reihe von Dialoginitiativen und Zusammenarbeit auf dem sozialen Sektor. In *Indien* steht naturgemäß der Dialog mit den Hindus für die Christen im Mittelpunkt. Es gibt aber eine sehr aktive Gruppe – die Islamische Studien-Gemeinschaft (ISA) –, die sich um die christlich-islamische Begegnung kümmert. In den Auseinandersetzungen zwischen Muslimen und Hindus um den Bau des Rama-Tempels (und Abriss einer Moschee aus der Mogulzeit) in Ayodhya spielen Christen eine Vermittlerrolle.

Aktivitäten in einzelnen Regionen

Um die Zusammenarbeit der verschiedenen im christlich-islamischen Gespräch engagierten Gruppen auch außerhalb der Journées Romaines zu stärken, haben sich einige regionale Gruppen herausgebildet bzw. sollen sich formieren. Die Länder des Maghreb treffen sich schon seit einigen Jahren im Umfeld der Journées Romaines. Gleiches gilt für den Nahen Osten. Ein anderes Netzwerk mit Schwerpunkt in Pakistan faßt die asiatischen Länder zusammen. Auch in Europa gibt es mit den „Journées d'Arras“ eine Zusammenarbeit verschiedener christlicher Gruppen, die im Gespräch mit den Muslimen engagiert sind. G. E.